

Dieter Borchmeyer

Was ist deutsch?

Variationen eines Themas von Schiller über Wagner zu Thomas Mann

Ueber das „was ist deutsch?“ denke ich immer mehr nach, und gerathe endlich, an der Hand einiger neuerer Studien, in eine sonderbare Skepsis, die mir das „Deutschsein“ als ein reines Metaphysicum übrig läßt, als solches mir dieses aber grenzenlos interessant, und jedenfalls ganz einzig in der Weltgeschichte erscheinen läßt, vielleicht mit dem einzigen Pendant des Judenthums zur Seite, wenn etwa der Hellenismus doch nicht recht passen sollte.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche,
24. Oktober 1872

1.

Die Frage nach der eigenen Identität hat sich kaum eine andere Nation so oft gestellt wie die deutsche. Das Problem „Was ist deutsch?“ ist im 19. und 20. Jahrhundert in zahllosen Traktaten erörtert worden.¹ Kein Wunder: dürfte sich doch keine europäische Nation so spät erst ihrer selbst bewußt und gewiß geworden sein. Und wie immer, wenn man sich seiner Sache nicht sicher ist, wird diese Unsicherheit oft kompensiert durch Übertreibung, durch Überbetonung dessen, was einem gerade mangelt. „Dem Patrioten ist es sehr geläufig, den Namen seines Volkes mit unbedingter Verehrung anzuführen; je mächtiger ein Volk ist, desto weniger scheint es jedoch darauf zu geben, seinen

¹ Vgl. dazu den Sammelband: Was ist deutsch? Aspekte zum Selbstverständnis einer grübelnden Nation. Beiträge der Tagung im Germanischen Nationalmuseum am 20. und 21. Oktober 2005. Aus meinem eigenen knappen Moderationstext dort (S. 106ff.) hat sich die vorliegende Studie entwickelt.

Namen mit dieser Ehrfurcht sich selbst zu nennen.“ So schreibt Richard Wagner in seinen Notizen zur Frage *Was ist deutsch?* aus dem Jahre 1865, also sechs Jahre vor Gründung des Deutschen Reichs, die er erst 1878 im ersten Jahrgang der „Bayreuther Blätter“ veröffentlicht hat;² und er fährt fort: „Es kommt im öffentlichen Leben England’s und Frankreich’s bei Weitem seltener vor, daß man von ‚englischen‘ und ‚französischen Tugenden‘ spreche; wogegen die Deutschen sich fortwährend auf ‚deutsche Tiefe‘, ‚deutschen Ernst‘, ‚deutsche Treue‘ u. dergl. m. zu berufen pflegen. Leider ist es in sehr vielen Fällen offenbar geworden, daß diese Berufung nicht vollständig begründet war [...]“.³

Ganz ähnlich hatte sich sieben Jahre zuvor der (mit Wagner in persönlicher Verbindung stehende) liberale Publizist und Politiker Julius Fröbel über den inflationären Gebrauch der Identifikationsvokabel „deutsch“ geäußert: „Welches Volk hat wie das deutsche das Beiwort immer im Munde, welches seinen eigenen Charakter bezeichnet? ‚Deutsche Kraft‘, ‚deutsche Treue‘, ‚deutsche Liebe‘, ‚deutscher Ernst‘, ‚deutscher Gesang‘, ‚deutscher Wein‘, ‚deutsche Tiefe‘, ‚deutsche Gründlichkeit‘, ‚deutscher Fleiß‘, ‚deutsche Frauen‘, ‚deutsche Jungfrauen‘, ‚deutsche Männer‘ – welches Volk braucht solche Bezeichnungen außer das deutsche? [...] Der Deutsche verlangt von sich ganz extra, daß er deutsch sein soll, als ob ihm freistünde, aus der Haut zu fahren [...]. Der deutsche Geist steht gewissermaßen immer vor dem Spiegel und betrachtet sich selbst, und hat er sich hundertmal besehen und von seinen Vollkommenheiten überzeugt, so treibt ihn ein geheimer Zweifel, in welchem das innerste Geheimnis der Eitelkeit beruht, abermals davor. – Was ist dies alles anders als die Selbstquälerei eines Hypochonders, dem es an Bewegung fehlt, und dem nur

² Vgl. dazu die gegen Wagner gerichtete ‚Antwort‘ von Theodor W. Adorno: Auf die Frage: Was ist deutsch. In: Th.W.A.: Gesammelte Schriften. Frankfurt a.M. 1977. Bd. X/2, S. 691-701 und das Schlußkapitel „Was ist deutsch?“ bei Udo Bernbach: Der Wahn des Gesamtkunstwerks. Richard Wagners politisch-ästhetische Utopie. 2. überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart/Weimar 2004, S. 337-360, das Wagners Text vor einem weiten rezeptionsgeschichtlichen Horizont erörtert (besonders wichtig der Hinweis auf die Anverwandlung und Fortführung der Wagnerschen Ideen in den Schriften von Constantin Frantz) und dem wir in der Auswertung der Wagnerschen Aufzeichnungen im wesentlichen zustimmen.

³ Richard Wagner: Gesammelte Schriften und Dichtungen. Bd. X. 2. Aufl. Leipzig 1888, S. 37.

durch Bewegung zu helfen ist?“⁴ Vermutlich kannte Wagner diese Äußerung Fröbels, erwähnt er diesen doch 1878 im Anhang zu seinen früheren Aufzeichnungen über die Frage *Was ist deutsch?*, da er seinerzeit gehofft hatte, die von Fröbel herausgegebene „Süddeutsche Presse“ zum Forum seiner Ideen machen zu können.

Anders als Fröbel will Wagner jene vermeintlich deutschen Eigenschaften freilich nicht als „gänzlich nur eingebildete Qualitäten“ abwerten, „wenn auch Misbrauch mit der Berufung auf dieselben getrieben wird“. Deshalb möchte er „die Bedeutung dieser Eigenthümlichkeit der Deutschen auf geschichtlichem Wege“ untersuchen.⁵ Das ist zweifellos der richtige Weg, und ganz zutreffend stützt Wagner sich auf die Etymologie des Wortes „deutsch“ nach dem seinerzeit aktuellen Forschungsstand. Jakob Grimm habe nachgewiesen, „daß ‚diutisk‘ oder ‚deutsch‘ nichts anderes bezeichnet als das, was uns, den in uns verständlicher Sprache Redenden, heimisch ist“ und sei demgemäß schon früh dem ‚Welschen‘ (Wagner schreibt noch „wälsch“) entgegengesetzt worden, „worunter die germanischen Stämme das den galisch-keltischen Stämmen Eigene begriffen“.⁶

Das Wort „deutsch“, wie es sich aus dem germanischen Wort „thioda“ (Volk) und dem Adjektiv „thiodisk, diutschiu“ herausgebildet hat, ist also, wie bereits Wagner bekannt war, ein Sprachbegriff, die Bezeichnung für die Sprache der germanischen Stamme Mitteleuropas – im Gegensatz zu derjenigen der angrenzenden romanischen Bevölkerung und zumal zum Latein. Schon seit Karl dem Großen grenzte man die „theodisca lingua“, d.h. die zum Volk gehörige, die im Gebiet des späteren Deutschlands gesprochene Volks-Sprache vom Lateinischen ab. Das Land, in dem diese gemeinsame deutsche Sprache gesprochen wurde, den deutschen Sprachraum in Mitteleuropa, nannte man dann

⁴ Julius Fröbel: Kleine politische Schriften. Stuttgart 1866. In: Harry Pross: Die Zerstörung der deutschen Politik. Dokumente 1871-1933. Frankfurt a.M. 1959, S. 11.

⁵ Wagner: Gesammelte Schriften. Bd. X, S. 37.

⁶ Ebd. S.37.

zunächst pluralisch „diutschiu lant“ und seit dem 15. Jahrhundert allmählich „Deutschland“.

Im Gegensatz zu den meisten anderen nationalen Sprachadjektiven – wie ‚englisch‘, ‚französisch‘ oder ‚italienisch‘, die sich zunächst auf die Stämme der Angeln, Franken und Italer bezogen und erst später auf die von diesen Stämmen gesprochene Sprachen – ist ‚deutsch‘ also ursprünglich keine Bezeichnung für Stamm, Nation oder Land, sondern - genau umgekehrt zur Genese der erwähnten anderen Nationaladjektive - eine Sprachbezeichnung.⁷ (Das heute beliebte Wort ‚deutschsprachig‘ ist also eigentlich pleonastisch.) Das ist bereits Wagner sehr wichtig gewesen, und er verweist auf die etymologische Verwandtschaft von ‚deutsch‘ und ‚deuten‘, d.h. ursprünglich: ‚volksverständlich machen‘: „Das Wort ‚deutsch‘“, so schreibt er, „findet sich in dem Zeitwort ‚deuten‘ wieder: ‚deutsch‘ ist demnach, was uns *deutlich* ist, somit das Vertraute, uns Gewohnte, von den Vätern Ererbte [...]“.⁸

Wagner argumentiert nun, daß das ursprünglich unpolitische Wort ‚deutsch‘ umgekehrt proportional zu den tatsächlichen politischen Verhältnissen in Deutschland – dem Zerfall und Ende des „römischen Reichs deutscher Nation“ – politisch immer mehr aufgebläht wurde. Was in der *Realität* fehlte, wurde gewissermaßen – aus der „uns verbliebenen glorreichen Erinnerung“ an jenes Deutsche Reich - in das *Wort* projiziert. „Kein großes Kulturvolk ist in die Lage gekommen, sich einen phantastischen Ruhm auszubauen, wie die Deutschen“ mit dem emphatischen Wertbegriff ‚deutsch‘ – einem „phantastischen Aufbau aus der Vergangenheit“. Und Wagner fährt fort: „Eigenthümlicher Weise tritt uns aus geschichtlicher Erinnerung die Herrlichkeit des deutschen Namens gerade aus derjenigen Periode entgegen, welche dem deutschen Wesen verderblich war, nämlich der Periode der Macht der Deutschen über außerdeutsche Völker.“ Im „römischen Reich deutscher Nation“

⁷ Vgl. zumal: Andreas Gardt (Hrsg.): *Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart*. Berlin 2000, bes. S. 7-46 (Hermann Jakobs) u. S. 47-101 (Heinz Thomas) sowie Rudolf Hohberg: *Die Deutschen und ihre Sprache*. In: *Was ist deutsch?* (Anm. 1), S. 58-63.

⁸ Wagner: *Gesammelte Schriften*. Bd. X, S. 37.

war das Deutsche dem Römischen eigentlich immer subordiniert. Wagner redet von der „steten Ohnmacht der sogenannten deutschen Herrlichkeit“, war doch „der Begriff dieser Herrlichkeit“ im Grunde ein „undeutscher“. In dem Moment aber, da die Deutschen aus ihrer Subordination herausstraten und Macht über außerdeutsche Völker erlangten, schlug die Unterordnung um in Unterdrückung. „Der eigentlich Deutsche, weil er sich im Auslande nicht wohl fühlte, drückte [...] als stets Fremder auf das ausländische Volk, und auffallender Weise erlebten wir es bis auf den heutigen Tag [Wagner fügt, da es sich ja um erst dreizehn Jahre später veröffentlichte Aufzeichnungen handelt, in einer Fußnote hinzu: „nämlich 1865“], daß die Deutschen in Italien und in den slavischen Ländern als Bedrucker und Fremde verhaßt sind“ – während sie da, wo sie – wie im Elsaß - unterlegen sind, zu *ducken* pflegen.⁹ Wagners scharfsinnige Analyse, die leider immer wieder durch dumpfe, zumal antisemitische Digressionen gestört werden, die eigentlich gar nicht zu ihr passen wollen, wirkt im Blick auf den Imperialismus des 19. und 20. Jahrhundert, auf Deutschheitswahn und nationalsozialistische Eroberungspolitik sowie auf das kollektive Verhalten der Deutschen (im Wechselverhältnis von Untertanen- und Unterdrückungsgeist) geradezu prophetisch.

Nun folgt jedoch ein Standpunktwechsel in Wagners Argumentation: war ‚deutsch‘ ursprünglich ein unpolitischer Begriff, wurde er also erst nachträglich nostalgisch politisiert, als es mit der politischen Macht Deutschlands bergab ging, so entfaltete er nun abseits der Politik Bedeutungsvarianten, mit denen er gewissermaßen wieder zu seinem ursprünglichen Sinn zurückkehrt. „Mit dem Verfall der äußeren politischen Macht, d.h. mit der aufgegebenen Bedeutsamkeit des römischen Kaiserthumes, worin wir gegenwärtig [nach Wagners Überzeugung eben durchaus zu Unrecht] den Untergang der deutschen Herrlichkeit beklagen, beginnt dagegen erst die rechte Entwicklung des deutschen Wesens.“¹⁰ Und Wagner verweist auf das merkwürdige Faktum, daß

⁹ Ebd. 38f.

¹⁰ Ebd. S. 39

die deutsche Kultur erst in dem Moment zu Weltbedeutung gelangte, da nach den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges die „deutsche Nation“ fast gänzlich erloschen war. „Deutsche Dichtkunst, deutsche Musik, deutsche Philosophie sind heut zu Tage hochgeachtet von allen Völkern der Welt“ – doch der Deutsche will sich mit dieser Weltbedeutung des „deutschen Geistes“ nicht zufriedengeben: „in der Sehnsucht nach ‚deutscher Herrlichkeit‘ kann sich der Deutsche aber gewöhnlich noch nichts anderes träumen als etwas der Wiederherstellung des römischen Reiches Ähnliches, wobei selbst dem gutmüthigsten Deutschen ein unverkennbares Herrschergelüst und Verlangen nach Obergewalt über andere Völker ankommt. Er vergißt, wie nachtheilig der römische Staatsgedanke bereits auf das Gedeihen der deutschen Völker gewirkt hatte.“¹¹ Wagner vertritt also eine dezidiert unpolitische Idee des ‚Deutschen‘. Und zu ihr gehört dessen Herrschaftsfreiheit und Übernationalität – und zudem die Fähigkeit, fremde Kulturen mit der eigenen zu amalgamieren. Der „deutsche Geist“ habe sich sowohl die Antike anverwandelt als auch (seit der Reformation) die christliche Religion im Geistes des „Reinmenschlichen“ wiederbelebt;¹² seine größte Leistung aber ist für Wagner, daß er die Selbstgesetzlichkeit des „Schönen und Edlen“ zum höchsten Prinzip erhoben habe,¹³ die (von Kant zum erstenmal klar definierte) Zweckfreiheit der Kunst, von der Julius Fröbel – mit dem er sich über diesen Aufzeichnungen zerstritten hat -, nichts habe wissen wollen.¹⁴

Hier findet sich bereits der Gedanke, den Wagner in seinem Aufsatz *Deutsche Kunst und Deutsche Politik* (1867/68) auf eine seiner meistzitierten Formeln gebracht hat: „*Deutsch* sei [...]: die Sache die man treibt, um ihrer selbst und der Freude an ihr willen treiben“ – in Opposition gegen alles „Nützlichkeitswesen“, das von ihm als „undeutsch“ bezeichnet wird. Die „Tugend des Deutschen“, eine Sache um ihrer selbst willen zu treiben, falle aber

¹¹ Ebd. S. 40.

¹² Ebd. S. 40f.

¹³ Ebd. S. 48.

¹⁴ Ebd. S. 51.

mit dem „höchsten Prinzip der Ästhetik zusammen, nach welchem nur das Zwecklose schön ist [...].“¹⁵

Wagner hat freilich auch die Nachteile des politikfernen „deutschen Geistes“, der berühmten deutschen Innerlichkeit gesehen. Die „Geburtsstätte des deutschen Geistes“ sei „auch der Grund der Fehler des deutschen Volkes. Die Fähigkeit, sich innerlich zu versenken, und vom Innersten aus klar und sinnvoll die Welt zu betrachten, setzt überhaupt den Hang zur Beschaulichkeit voraus, welcher im minder begabten Individuum leicht zur Lust an der Unthätigkeit, zum reinen Phlegma wird. [...] Daß aus dem Schooße des deutschen Volkes Goethe und Schiller, Mozart und Beethoven erstanden, verführt die große Zahl der mittelmäßig Begabten gar zu leicht, diese großen Geister als von Rechts wegen zu sich gehörig zu betrachten, und der Masse des Volkes mit demagogischem Behagen vorzureden, sie selbst sei Goethe und Schiller, Mozart und Beethoven. Nichts schmeichelt dem Hange zur Bequemlichkeit und Trägheit mehr, als sich eine hohe Meinung von sich beigebracht zu wissen, die Meinung, als sei man ganz von selbst etwas Großes, und habe sich, um es zu werden, gar keine Mühe erst zu geben. Diese Neigung ist grunddeutsch [...].“¹⁶ Wirkt das nicht wie eine antizipatorische Polemik gegen die nationale Verdummungskampagne „Du bist Deutschland“ im Vorfeld der schwarz-rot-golden-fähnchenschwingenden Fußballweltmeisterschaft im Jahre 2006?

2.

Wagners Idee des Deutschen ist nicht seine Erfindung, sie rekuriert auf die Vorstellung einer deutschen Kulturnation, wie sie sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts herausgebildet hat. Die Unterscheidung von Kultur- und Staatsnation geht vor allem auf die Definitionen von Friedrich Meinecke zurück, der in seinem Buch *Weltbürgertum und Nationalstaat* den Begriff ‚Kulturnation‘

¹⁵ Wagner: Gesammelte Schriften. Bd. VIII, S. 97.

¹⁶ Ebd. Bd. X, S. 49.

auf Vorstellungen bezogen hat, „die vorzugsweise auf einem [...] gemeinsam erlebten Kulturbesitz beruhen“, und Staatsnation auf solche, „die vorzugsweise auf der vereinigenden Kraft einer gemeinsamen politischen Geschichte und Verfassung beruhen“.¹⁷

Die berühmteste Formulierung hat die Idee der Kulturnation in den Distichen „Das deutsche Reich“ und „Deutscher Nationalcharakter“ aus den *Xenien* von Goethe und Schiller gefunden: „Deutschland? Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden. / Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.“ Und: „Zur *Nation* euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens. / Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen auch aus.“¹⁸ Intellektuelles und politisches Deutschland decken sich diesen *Xenien* zufolge nicht nur nicht, sie klaffen vielmehr regelrecht auseinander; ‚Nation‘ im politischen Sinne können die Deutschen nicht sein, dafür haben sie eine allgemein-menschliche Mission.

Das ‚Deutsche‘ ist also eine transpolitische, rein-geistige, humanistisch-weltbürgerliche Idee. In ihr gründet auch die Idee der „Weltliteratur“, die Goethe sich in seinen letzten Lebensjahren zueigen gemacht hat. "Nationalliteratur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen." So Goethe zu Eckermann in einem Gespräch am 31. Januar 1831.¹⁹ Daran aber mitzuwirken, sei besonders die Aufgabe der Deutschen, denn die spezifische "Bestimmung des Deutschen" sei es, bemerkt er am 14. Juni 1820 in einem Brief an Johann Lambert Bächler, „sich zum Repräsentanten der sämtlichen Weltbürger zu erheben“,²⁰ da sie zu keiner echten Nation zusammengewachsen sind.

¹⁷ Friedrich Meinecke: *Weltbürgertum und Nationalstaat*. Hrsg. u. eingel. v. Hans Herzfeld. München 1969, S. 10.

¹⁸ Friedrich Schiller: *Sämtliche Werke*. Hrsg. v. Peter-André Alt, Albert Meier u. Wolfgang Riedel. München/Wien 2004. Bd. I, S. 267.

¹⁹ Goethe: *Artemis-Gedankausgabe der Werke, Briefe und Gespräche*. Zürich/Stuttgart 1948ff. Bd. XXIV, S. 229.

²⁰ *Goethes Werke*. Weimarer Ausgabe. IV. Abt. 33. Bd. Weimar 1905, S. 67.

In einem Gedichtfragment Schillers – dem größten von ihm überlieferten, das nach dem neuesten Forschungsstand²¹ wohl aus dem Jahre 1801 stammt und sich auf die politische Situation nach dem Frieden von Lunéville bezieht, der den Zerfall des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation einleitete – hat Schiller die Idee der deutschen Kulturnation emphatisch reflektiert. Bernhard Suphan hat dem Gedichtentwurf in seiner Ausgabe von 1902 den Titel „Deutsche Größe“ gegeben, der eine Formel Schillers aus diesem Fragment übernimmt. „Darf der Deutsche“, so fragt Schiller zu Beginn seines Prosaentwurfs, „in diesem Augenblicke, wo er ruhmlos aus seinem tränenvollen Kriege geht, wo zwei übermütige Völker [Frankreich und England] ihren Fuß auf seinen Nacken setzen und der Sieger sein Geschick bestimmt – darf er sich fühlen? Darf er sich seines Namens rühmen und freun? Darf er sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe?“

Schillers Antwort: „Ja, er darfs!“ Denn durch den politischen Niedergang hat er doch nichts von dem, was eigentlich „seinen Wert ausmacht“, verloren. „Deutsches Reich und Deutsche Nation sind zweierlei Dinge.“ So Schiller lakonisch. Hier sind Staats- und Kulturnation bereits klar getrennt. „Abgesondert von dem politischen hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium unterginge, so bliebe die deutsche Würde unangefochten.“²² Später heißt es, nunmehr schon in Versen: „Stürzte auch in Kriegesflammen / Deutschlands Kaiserreich zusammen, / Deutsche Größe bleibt bestehn.“²³ Aus dem letzten Vers hat Suphan, wie gesagt, den Titel des Fragments abgeleitet. Und noch später lesen wir: „Zerging' in Dunst / das heil'ge röm'sche Reich, / uns bliebe gleich / die heil'ge deutsche Kunst!“²⁴ Das aber steht nicht mehr in Schillers Fragment, sondern am Schluß von Wagners *Meistersingern*. Wäre der Gedichtentwurf von Schiller nicht erst lange nach Wagners Tod ans Licht getreten, so würde man sofort vermuten, daß er die

²¹ Vgl. Schillers Werke. Nationalausgabe. 2. Bd. Teil IIB. Weimar 1993, S. 257ff.

²² Schiller: Sämtliche Werke. Bd. I, S. 473f.

²³ Ebd. S. 476.

²⁴ Wagner: Gesammelte Schriften. Bd. VII, S. 271.

Quelle für die so nahe verwandten Aufzeichnungen *Was ist deutsch?* und den Schluß der *Meistersinger* gewesen ist.

Der Schiller-Kenner Wagner hat freilich ein anderes Gedicht Schillers: *Die deutsche Muse* (1803), dessen Grundgedanken sich schon in dem früheren Gedichtentwurf finden, in seinem Traktat *Deutsche Kunst und Deutsche Politik* zitiert und mit einem eingehenden historischen Kommentar versehen.²⁵ Die „deutsche Kunst“, so Schiller, ward nie „gepflegt vom Ruhme, / Sie entfaltete die Blume / Nicht am Strahl der Fürstengunst. / [...] Rühmend darfs der Deutsche sagen, / Höher darf das Herz ihm schlagen: / *Selbst* erschuf er sich den Wert.“²⁶ Im Entwurf „Deutsche Größe“ hieß es: „Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupt s. Fürsten“, die sich ja viel mehr an der romanischen, zumal französischen Zivilisation und Sprache orientierten. Wagner redet in seinem Kommentar zu Schillers Gedicht *Die deutsche Muse* deshalb von einer „wahrhaftigen Entfremdung zwischen dem Geiste des deutschen Volkes und dem Geiste seiner Fürsten“.²⁷

Die „deutsche Würde“, so Schiller in seinem Gedichtentwurf, „ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, die von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist“. Und „indem das politische Reich wankt, hat sich das geistige immer fester und vollkommener gebildet.“²⁸ Äußerungen wie diese sind durchaus repräsentativ für die idealistische Epoche, wie etwa der Vergleich mit Fichtes Kulturstaatsidee in seinen *Reden an die deutsche Nation* (1808), zwei Jahre nach der Niederlegung der deutschen Kaiserkrone durch Franz II. und dem damit besiegelten Ende des längst ausgehöhlten Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, aufs deutlichste zeigt. Hinter ihnen haben spätere Kritiker aus dem Kreise der politischen Romantiker wie der patriotischen Freiheits- und Demokratiebewegungen eine

²⁵ Ebd. Bd. VIII, S. 33f.

²⁶ Schiller: *Sämtliche Werke*. Bd. I, S. 214.

²⁷ Wagner: *Gesammelte Schriften*. Bd. VIII, S. 34.

²⁸ Schiller: *Sämtliche Werke*. Bd. I, S. 474.

Kompensation für die versagte politische Einheit der Deutschen gesehen, die ihr Selbstwertgefühl stabilisieren sollte. Die Kulturnation als Ersatzreich.²⁹

Franzosen und Russen gehört das Land,
Das Meer gehört den Briten,
Wir aber besitzen im Luftreich des Traums
Die Herrschaft unbestritten.

Hier üben wir die Hegemonie,
Hier sind wir unzerstückelt;
Die andern Völker haben sich
Auf platter Erde entwickelt. --

So wird Heinrich Heine im Caput 7 von *Deutschland. Ein Wintermärchen* spötteln.³⁰

Herfried Münkler hat von der Wiederherstellung des angeschlagenen nationalen Selbstbewußtseins durch Kunst und Kultur „als Platzhalter der fehlenden Verfassung und politischen Einheit“ gesprochen.³¹ Gewiß, das bezieht sich auf die politische Situation nach dem Scheitern der Revolution von 1848, aber es läßt sich nicht verkennen, daß die geistige Situation in der Ära des Zusammenbruchs des Deutschen Reichs nicht unverwandt war. Allerdings hatte die Idee des Nationalen, des ‚Deutschen‘, wie das Beispiel Goethes und Schillers zeigt, noch durchaus weltbürgerliche Implikationen; das Identitätsstiftende war die Idee des Übernational-Reinmenschlichen: Weltkultur statt Staatsnation.

Schon in Schillers Gedichtfragment „Deutsche Größe“, vor allem aber seit Fichtes *Reden an die deutsche Nation* – und erst recht in Wagners Essay *Was ist*

²⁹ Vgl. Hermann Glaser: „Deutschland? Aber wo liegt es? ...“ Zur Idee und Ideologie der Kulturnation. In: Was ist deutsch? [Anm. 1], S. 41-50, hier S. 45.

³⁰ Heinrich Heine: Werke. Hrsg. v. Stuart Atkins. München 1978. Bd. II, S. 644

³¹ Herfried Münkler: Kunst und Kultur als Stifter politischer Identität. Webers *Freischütz* und Wagners *Meistersinger*. In: Hermann Danuser / Herfried Münkler (Hrsg.): Deutsche Meister - böse Geister? Nationale Selbstfindung in der Musik. Schliengen 2001, S. 45-60, hier S. 55.

deutsch? – verschiebt sich allmählich diese Idee weltkultureller Bedeutung des ‚Deutschen‘ zu der „Vorstellung von Kultur als Inbegriff des Deutschen“: die Deutschen sollen nicht nur als *eine*, sondern als *die* Kulturnation schlechthin gelten.³² Der weltbürgerliche Aspekt sollte seither mehr und mehr aus der Kulturstaatsidee verschwinden, so daß die kulturelle Identität schließlich – im Verlauf des 19. Jahrhunderts – nurmehr „Residualgestalt und Vorbereiter“ einer wiederzugewinnenden politischen Identität wurde.³³

Schillers Fragment „Deutsche Größe“ gerät schon in die gefährliche Nähe dieses Umschlags von geistiger in politische ‚Herrschaft‘. „Dem der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden“, heißt es da.³⁴ Gewiß, der Begriff der Herrschaft ist hier noch metaphorisch zu verstehen, meint nicht politisch-militärische Macht. Im Gegenteil: „Das ist nicht des Deutschen Größe / Obzusiegen mit dem Schwert, / In das Geisterreich zu dringen Vorurteile zu besiegen / [...] / Männlich mit dem Wahn zu kriegen / Das ist seines Eifers wert.“ Mission des Deutschen ist es also nicht, das Schwert zu bringen, sondern die Werte und Zielvorstellungen der Aufklärung zu verwirklichen, ein Werk, das die Deutschen mit der Reformation (als Luther „Fehde bot dem Vatikan“) auf epochale Weise begonnen haben: „Wahrheit“, „Freiheit der Vernunft“, Sieg derselben über „Gewalt“, über „Vorurteile“ und jeglichen – obskurantistischen – „Wahn“, Befreiung der „Geister“ und „aller Völker“ von ihren Ketten („Freiheit der Vernunft erfechten / Heißt für alle Völker rechten“) - und vor allem: „die Menschheit, die allgemeine, in sich zu vollenden und das Schönste, was bei allen Völkern blüht, in einem Kranze zu vereinen“. Also: das Deutsche als Summe des Allgemeinmenschlichen und der Weltkultur, des „Geistes der Welten“. Dazu prädestiniert den Deutschen seine geographische Lage im Herzen Europas; in Schillers Prosaversen lautet das: „Ihm ist das Höchste bestimmt, /

³² Vgl. Hermann Glaser: „Deutschland? Aber wo liegt es“, S. 45.

³³ Vgl. ebd. S. 56.

³⁴ Schiller: Sämtliche Werke. Bd. I, S. 474.

Und so wie er in der Mitte von / Europens Völkern sich befindet, / So ist er der Kern der Menschheit, / Jene sind die Blüte und das Blatt.“³⁵

Und nun entwickelt Schiller gar von der deutschen Sprache her, die aufgrund ihres universalen Ausdrucksvermögens dazu bestimmt sei, „die Welt [zu] beherrschen“,³⁶ einen chiliastischen Nationalmythos. Der Deutsche sei „erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfs / an dem ewgen Bau der Menschenbildung zu arbeiten / zu bewahren, was die Zeit bringt. / Daher hat er bisher Fremdes sich angeeignet und es in sich bewahrt, / Alles, was Schätzbares bei andern Zeiten und Völkern aufkam, mit der Zeit entstand und schwand, hat er aufbewahrt, es ist ihm unverloren, die Schätze von Jahrhunderten.“³⁷ Das gemahnt nicht nur an Goethes Idee der Weltliteratur und Wagners Vorstellung von der Amalgamierung fremder Kulturen in und mit der deutschen, sondern zumal an Hegels Idee des „absoluten Wissens“, in dem alle bisherigen Gestalten des Bewußtseins ‚aufgehoben‘ sind. Während für Hegel jedoch das Ziel der Geschichte des Geistes erreicht ist, verlegt Schiller das absolute Wissen in die letzte Phase der Geschichte: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag der Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit [...]“.“ Oder in Versen:

Jedem Volk der Erde glänzt
Einst sein Tag in der Geschichte,
Wo es strahlt im höchsten Lichte
Und mit hohem Ruhm sich kränzt,
Doch des Deutschen Tag wird scheinen
Wenn der Zeiten Kreis sich füllt.³⁸

Die Deutschen sind also für Schiller das eschatologische Volk, ihre Sprache wird die Welt- und Endzeitsprache sein, gewissermaßen die allen verständliche

³⁵ Ebd. S. 476f.

³⁶ Ebd. S. 475.

³⁷ Ebd. S. 477.

³⁸ Ebd. S. 478.

pfingstliche Sprache des Geistes, welche die babylonische Sprachenverwirrung überwindet. Wagner wird – etwa in seinem Traktat „*Zukunftsmusik*“ (1860), wo er unmittelbar auf die übernationalen Bestrebungen Goethes und Schillers verweist – jene „allgemein verständliche, jeder Nation zugängliche“ Sprache mit der deutschen Musik identifizieren.³⁹ Deutschland ist Utopia. „Sie sind von vorgestern und von übermorgen – sie haben noch kein Heute!“ wird Nietzsche in *Jenseits von Gut und Böse* anlässlich des Vorspiels zu Richard Wagners musikalischer Komödie *Die Meistersinger von Nürnberg* über die Deutschen sagen.⁴⁰

3.

Die *Meistersinger* stehen in unverkennbarem Zusammenhang mit Wagners Reflexionen über die Frage „Was ist deutsch?“. Zumal die so heftig umstrittene Schlußansprache von Hans Sachs – „Verachtet mir die Meister nicht / und ehrt mir ihre Kunst“ – ist eine indirekte Antwort auf diese Frage. Die Kunst blieb, da die Meister sie – gemäß dem von Wagner in *Deutsche Kunst und Deutsche Politik* betonten ‚höchsten Prinzip der Ästhetik‘ – ‚grad‘ recht nach ihrer Art“, mithin als Selbstzweck gepflegt haben, im Drange selbst schlimmer Zeiten „deutsch und wahr“.⁴¹ Sie wurde eben ‚um ihrer selbst willen‘ getrieben: das Definitionsmerkmal des ‚Deutschen‘.

Nun aber folgt jene berüchtigte Passage, bei der selbst eingefleischte Wagnerianer im verdunkelten Bayreuther Zuschauerraum bisweilen am liebsten unter ihren Klappsitz rutschen würden:

Habt Acht! Uns drohen üble Streich’: -
zerfällt erst deutsches Volk und Reich,

³⁹ Wagner: Gesammelte Schriften. Bd. VII, S. 95.

⁴⁰ Friedrich Nietzsche: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe. Hrsg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München 1980. Bd. V, S. 180.

⁴¹ Wagner: Gesammelte Schriften. Bd. VII, S. 270.

in falscher wälscher Majestät
kein Fürst bald mehr sein Volk versteht;
und wälschen Dunst mit wälschem Tand
sie pflanzen uns in's deutsche Land.
Was deutsch und ächt wüßt' keiner mehr,
lebt's nicht in deutscher Meister Ehr'.⁴²

Das ‚Deutsche‘ wirkt hier so eingezäunt, so abgekapselt von allem Fremden, läßt so wenig spüren vom Geiste der Allgemeinmenschlichkeit, die Goethe und Schiller – und doch auch Wagner in seinen guten Stunden selber - für das Spezifikum des ‚Deutschen‘ hielten, daß der aggressive Nationalismus, der sich zumal nach dem Ersten Weltkrieg auf diese Schlußansprache berief, zumindest nicht ganz unverständlich ist. Der „Patriotismus des Deutschen“ bestehe, anders als der ‚herzerwärmende‘ der Franzosen, darin, „daß sein Herz enger wird, daß es sich zusammenzieht wie Leder in der Kälte, daß er das Fremdländische haßt, daß er nicht mehr Weltbürger, nicht mehr Europäer, sondern nur ein enger Deutscher sein will“, so Heinrich Heine in der *Romantischen Schule*.⁴³ Ein wenig von dieser Mentalität liegt wie Mehltau auf der Schlußansprache Sachsens.

Doch betrachtet man diese Passage einmal ganz nüchtern, dann könnte man auf sie – und hier mit größerem Recht - das berühmte Wort anwenden, das Mark Twain auf Wagners Musik gemünzt hat: sie ist besser als sie klingt. Mit der "falschen wälschen Majestät", die da "wälschen Dunst mit wälschem Tand" ins deutsche Land pflanzt, ist – wie schon der Politologe Herfried Münkler nachdrücklich betont hat⁴⁴ - niemand anderes gemeint ist als der des Deutschen unkundige Karl V. mit seinem Gefolge spanischer und italienischer Ratgeber, über den Wagner in seinem Traktat *Was ist deutsch?* schreibt: das „unermeßliche Unglück Deutschlands“ sei es gewesen, daß genau zu jener Zeit, da mit der

⁴² Ebd. S. 270.

⁴³ Heine: Werke. Bd. II, S. 142.

⁴⁴ Münkler: Kunst und Kultur als Stifter politischer Identität, S. 55.

Reformation die historische Stunde des „deutschen Geistes“ kam, „das richtige Staatsinteresse der deutschen Völker dem Verständnisse eines Fürsten zugemuthet blieb, welcher dem deutschen Geiste völlig fremd [...] war: Karl V., König von Spanien und Neapel, erblicher Erzherzog von Österreich, erwählter römischer Kaiser und Oberherr des deutschen Reiches, mit dem Gedanken der Aneignung der Weltherrschaft, die ihm zugefallen wäre, wenn er Frankreich wirklich hätte bezwingen können, hegte für Deutschland kein anderes Interesse, als dasjenige, es seinem Reiche als fest gekittete Monarchie, wie es Spanien war, einzuverleiben. An seinem Wirken zeigte sich zuerst das große Ungeschick, welches in späterer Zeit fast alle deutschen Fürsten zum Unverständniß des deutschen Geistes verurtheilte [...].“⁴⁵ Das wirkt wie ein Kommentar zur Schlußansprache Hans Sachsens in den *Meistersingern*. ‚Weltherrschaft‘ und uneingeschränkte Macht sind das Ziel Karls V.; sie aber sind für Wagner das Undeutsche schlechthin, denn das eigentlich Deutsche besteht für ihn in einer herrschaftsfreien Kulturhoheit.

Bereits Herder hat in einem Gutachten für den Markgrafen von Baden, in dem er die Bevorzugung des Französischen bei Fürsten und Adel auf die Verachtung von Volk und Bürgertum zurückführt, konstatiert: „Bis auf die Zeiten Maximilians [des Vorgängers Karls V., zu dessen Zeit ja die *Meistersinger* noch spielen] war die deutsche Nation, so oft auch ihre Ehrlichkeit gemißbraucht war, dennoch eine *geehrte* Nation, standhaft in ihren Grundsätzen, bieder in ihrer Denkart und Handlungsweise. Seit fremde Völker mit ihren Sitten und Sprachen sie beherrschten, von Karl dem Fünften an, ging sie hinunter.“

Herder spielt auf ein Karl V. zugeschriebenes Bonmot an: Italienisch sei für das Gespräch mit Freunden bestimmt, Französisch für die Konversation mit Frauen, Spanisch für das Gebet zu Gott – und Deutsch für die Unterhaltung mit Pferden. Das war das einzige Deutsch, das er allenfalls beherrschte. Kein Wunder, so Herder, daß diejenigen, die man deutsch ansprach, sich selber „als Pferde“ vorkamen und gebärdeten. Mit der Wahl Karls zum Nachfolger Maximilians I. als

⁴⁵ Wagner: Gesammelte Schriften. Bd. X, S. 41f.

deutschen Kaisers ist für Herder – wie für Wagner - der Niedergang des Deutschen Reichs besiegelt worden, das in Maximilian seinen letzten glaubwürdigen Repräsentanten gefunden hatte. „Zuerst kam spanisches Ceremoniell zu uns“, bemerkt Herder; „bald schrieben die Fürsten, Prinzen, Generale italienisch, bis seit dem Glorreichen Dreißigjährigen Kriege nach und nach fast das ganze Reich an Höfen und in den oberen Ständen eine Provinz des französischen Geschmacks ward. Hinweg war jetzt in diesen Ständen der deutsche Charakter!“⁴⁶

Es sollte wirklich so kommen, wie Wagners Sachs am Ende der maximilianischen Ära prophezeit: daß "kein Fürst bald mehr sein Volk versteht". Allein die „deutschen Meister“ haben jenen deutschen Charakter bewahrt und überliefert, wie Sachs dem Ritter Walther von Stolzing einschärft. Bürger waren es, die den ‚deutschen Geist‘ gerettet haben, während der Adel ihn lange genug verraten hat. Walthers Bildungsweg, seine ‚Konversion‘ zur bürgerlichen Kultur – wie eng sie ihm auch immer erscheinen mag – verhält sich umgekehrt proportional zur bevorstehenden geschichtlichen Entwicklung: der Verachtung des Bürgertums von seiten des Adels bis hin zur sprachlichen Abgrenzung von ihm. Was der Adel von seinen großzügigeren Lebensformen her für das Bürgertum im Sinne einer gemeinsamen Kultur hätte leisten können, aber durch seine Fremdorientierung an romanischer Sprache und Kultur nach der maximilianischen Ära eben nicht mehr leisten wird, das verkörpert Walther von Stolzing, indem er die bürgerliche Enge der Meistersingerzunft durchstößt, den Horizont für eine innovative Kunst aufreißt, in der das Alte und das Neue, Bürgerlichkeit und Adelskultur, die notwendige Enge traditionell-handwerklicher Kunstübung und die Weite improvisatorischer Freiheit wahrhaft eine Ehe eingehen⁴⁷ - wie der Ritter Walther mit dem Bürgermädchen Eva. Vor diesem historischen oder historisierenden Hintergrund *ist* die Schlußansprache Sachsens wirklich weit besser als sie in

⁴⁶ Herders Sämtliche Werke. Hrsg. v. Bernhard Suphan. Berlin 1877-1913. Bd. XVIII, S. 161f. Vgl. Münkler, der in diesem Zusammenhang auf den Herderschen Text als erster aufmerksam gemacht hat: Kunst und Kultur als Stifter politischer Identität, S. 55f.

⁴⁷ Vgl. dazu Dieter Borchmeyer: Das Theater Richard Wagners. Idee – Dichtung – Wirkung. Stuttgart 1982, S. 206-230.

unseren Ohren heute *klings*.

Doch nicht nur einen historischen, sondern auch einen verborgenen zeitgeschichtlichen Hintergrund hat diese Schlußansprache: zwei Jahre vor der Uraufführung der *Meistersinger*, in seinem Brief vom 24. Juli 1866, hat Wagner dem - sich mit Abdankungsplänen tragenden - König Ludwig II. geraten, aus der von "römischen Priesterintrigen" und der "furchtbaren Pfaffenmacht" verhetzten ",Münch'-Residenz hinaus in das frische, freiathmige Franken" zu ziehen und in Nürnberg mit seiner "aufgeklärten und freisinnigen Bevölkerung" eine neue Residenz zu gründen. Der Haß auf den reaktionären Ultramontanismus à la München, das der König jenen überlassen solle, "denen es schon seinem Namen nach gehört" - nämlich den Mönchen -,⁴⁸ ist der zeitgeschichtliche Bezug der Verse vom "wälschen Dunst mit wälschem Tand", der hinter ihrem historischen Hintergrund - der sprachlichen und kulturellen Entfremdung des Kaisertums und Adels vom Volk seit dem Tod von Kaiser Maximilian - heimlich aufscheint. Diese Verse klingen weit weniger chauvinistisch, wenn wir nicht nur ihre geschichtliche Ausrichtung kennen, sondern auch wissen, daß Wagner hier dem reaktionären München - ausgerechnet der Uraufführungsstadt der so antimünchenerischen Oper - das Bild des ‚aufgeklärten‘ und ‚freisinnigen‘ Nürnberg gegenüberstellen will.

Die Schlußansprache von Hans Sachs gipfelt in den schon angeführten Versen:

zerging' in Dunst
das heil'ge röm'sche Reich,
uns bliebe gleich
die heil'ge deutsche Kunst!⁴⁹

⁴⁸ Richard Wagner und König Ludwig II. von Bayern. Briefwechsel. Auswahl, Anmerkungen und Nachwort von Kurt Wölfel. Stuttgart 1993, S. 79 ff.

⁴⁹ Wagner: Gesammelte Schriften. Bd. VII, S. 271.

Wagner hat sie erst in der Situation der scheiternden Revolution von 1848/49 (in noch etwas anderer Gestalt) mit Bleistift in dem Marienbader Entwurf der *Meistersinger* von 1845 nachgetragen⁵⁰: wohl ein Signal der Resignation nach dem Zerschlagen der Hoffnungen auf eine Wiedergeburt des Deutschen Reichs. Nun blieb es wiederum der deutschen Kunst vorbehalten, nationale Identität herzustellen. Was zunächst Züge der Resignation tragen mag, wird freilich gut ein Jahrzehnt später in der ausgeführten Oper emphatisches Bekenntnis zur deutschen Kulturnation. Wagner hat da in Verse übertragen, was er in seinen Aufzeichnungen *Was ist deutsch?* in Prosa gefaßt hat – wir zitierten es bereits: "Mit dem Verfall der äußeren politischen Macht, d.h. mit der aufgegebenen Bedeutsamkeit des römischen Kaiserthumes [...] beginnt [...] erst die rechte Entwicklung des wahrhaften deutschen Wesens"⁵¹ – dessen wichtigster Ausdruck die wahrhafte deutsche Kunst ist.

Sachsens Verse sind eine Art Gegenthese zu Heinrich Heines Parole vom "Ende der Kunstperiode", die Wagner gewiß bekannt gewesen ist. "Die jetzige Kunst muß zugrunde gehen", schreibt Heine 1831, "weil ihr Prinzip noch im abgelebten, alten Regime, in der heiligen römischen Reichsvergangenheit wurzelt". Wagners Gegenthese: Mag das heilige römische Reich auch vergehen, die heilige deutsche Kunst bleibt doch Gegenwart. Sie ist ‚deutsch‘ im Gegensatz zum Welschen, ‚Römischen‘, das so lange auf Deutschland gedrückt hat, und sie ist machtfrei im Gegensatz zum ‚Reich‘. Nicht der von Heine prophezeiten "neuen Kunst", die mit der "Politik des Tages" in "begeistertem Einklang" stehen wird,⁵² öffnen sich die Pforten der Zukunft, sondern einer Kunst, die sich von der ‚Politik‘ scheidet und doch - oder gerade deswegen - mit dem Leben in vollendetem Einklang steht.

Thomas Mann hat in seiner Rede *Leiden und Größe Richard Wagners* (1933) aus jenem "Kern- und Schlußwort der *Meistersinger*" die „vollendete

⁵⁰ Vgl. Wagner Werkverzeichnis WWV. Mainz 1986, S. 483f.

⁵¹ Wagner: Gesammelte Schriften. Bd. X, S. 39.

⁵² Heinrich Heine: Gemäldeausstellung in Paris 1831. In: Die deutsche Literatur. Bd. VI. 19. Jahrhundert. Hrsg. v. Benno von Wiese. München 1965, S. 27f.

Geistigkeit und Politikfremdheit des Wagnerschen Nationalismus“

herausgelesen: „sie bekunden eine schlechthin anarchische Gleichgültigkeit gegen das Staatliche, falls eben nur das geistig Deutsche, die ‚Deutsche Kunst‘ bewahrt bleibt.“ Und deshalb wehrt er sich – 1933 – gegen die „Demagogie“, diese Verse „tendenziös ins Parterre [zu] donnern, um eine patriotische Nebenwirkung damit zu erzielen.“⁵³ Nicht nur das: Bei der Wiedereröffnung der Bayreuther Festspiele nach langer kriegsbedingter Unterbrechung im Jahre 1924 wurde Sachsens Schlußansprache von Teilen des Publikums stehend entgegengenommen und nach der Aufführung mit dem Absingen des Deutschlandliedes beantwortet, so daß die Festspielleitung sich im folgenden Jahr genötigt sah, das Publikum zu bitten, „nach Schluß der Meistersinger nicht zu singen. Hier gilt’s der Kunst!“⁵⁴

Daß sich das Publikum bei der Schlußansprache Sachsens so sehr in einen nationalen Kollektivrausch versetzt fühlte, daß es selbst der durchaus rechtskonservativen Bayreuther Festspielleitung zu viel wurde, ist freilich höchst bezeichnend. Was hatte man denn noch anderes als die „deutsche Kunst“, nachdem der Weltkrieg das zweite Deutsche Reich zerschlagen und die ‚Siegernation‘ zutiefst gedemütigt hatte? Aber aus dieser deutschen Kunst wollte man Kraft schöpfen für eine Wiedergeburt Deutschlands als politischer Größe. Wieder einmal ist die Kultur Platzhalter für die Politik.

Bezeichnenderweise hat Wagner im Gegensatz zu seinen Vorlagen: dem Drama *Hans Sachs* von Deinhardstein (1827) und der gleichnamigen Oper von Lortzing (1840/45) auf den *Deus ex machina*-Auftritt Kaiser Maximilians verzichtet, dem bei Lortzing das Volk am Ende in folgenden recht erbärmlichen Versen zujubelt:

Wir jauchzen laut aus voller Brust

Heil Max Dir, Deutschlands Sonne!

⁵³ Thomas Mann: Gesammelte Werke. 2. Aufl. Frankfurt a.M. 1974. Bd. IX, S. 418.

⁵⁴ Vgl. Frederic Spotts. Bayreuth. Eine Geschichte der Wagner-Festspiele. München 1994, S.163.

Du bist des Volkes Glück und Lust,
Bist seine höchste Wonne.
Drum jauchze, wer ein deutscher Mann:
Heil lebe Maximilian!⁵⁵

Obwohl auch in Richard Wagners politischem Denken die hier noch einmal artikulierte romantische Idee des Volkskönigtums eine bedeutende Rolle spielte - auch und gerade in der Zeit seiner revolutionären Aktivität und noch seit der Begegnung mit Ludwig II. -, hat er doch die Gestalt des Kaisers aus seinem Sachs-Drama eliminiert, wie überhaupt alles Politische, jede Obrigkeit aus dem Nürnberg der *Meistersinger* wegretuschiert ist: weder ein Bürgermeister noch der Stadtrat treten auf, und in der Kirche gibt es nicht einmal einen Pfarrer.⁵⁶ Die Meistersinger treten auf der Festwiese an die Stelle der Sachwalter der öffentlichen Ordnung. Sie wird allenfalls durch den Nachtwächter repräsentiert, der freilich mehr eine moralisch-appellierende Instanz als ein ‚polizeilicher‘ Funktionsträger ist. Die Bürgergemeinschaft reguliert sich selber – knapp am Abgrund der Anarchie, wie die Chaosszene in der (von jeher zu Turbulenzen disponierenden) Johannismacht demonstriert, mit welcher der zweite Akt schließt und einen erschrocken-wehrlosen Nachtwächter „mit etwas bebender Stimme“⁵⁷ zurückläßt.

Kaiser Maximilian I. wird in Wagners Komödie durch Hans Sachs selber ersetzt, der die Liebeshandlung und das Künstlerdrama, deren Träger er bei Deinhardstein und Lortzing war, an ein neues Paar: an Evchen und Walther von Stolzing abgibt. Durch diesen wird Maximilian I. in seiner Eigenschaft als "letzter Ritter" abgelöst, während Sachs selbst über alles Handlungsinteresse erhaben, um eine ganze Lebensstufe gealtert und gereift erscheint. Er ist eine Art ästhetischer Volkstribun, vom Volk geliebt, von den Zunftgenossen

⁵⁵ Vgl. dazu Dieter Borchmeyer: Richard Wagner. Ahasvers Wandlungen. Frankfurt a.M. 2002, S. 246ff.

⁵⁶ Vgl. dazu ebd. S. 236-241.

⁵⁷ Wagner: Gesammelte Schriften. Bd. VII, S. 229.

hochgeachtet. "Nürnberg's theurem Sachs", nicht mehr der habsburgischen Kaisermacht gelten die "Heil"-Rufe am Schluß.⁵⁸ Der Dichter und nicht mehr der Kaiser knüpft die Fäden der Handlung zu einem glücklichen Ende.

Maximilian I. war für Wagner der letzte Kaiser, den man noch als ‚deutsch‘ bezeichnen konnte. Von daher hätte er ihn getrost noch in den *Meistersingern* auftreten lassen können. Doch die dunklen Schatten der Zukunft, die nahe bevorstehende Wahl Karls V. fallen in Sachsens Ansprache schon auf den Schluß des Dramas. Und es wäre doch ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, einen Kaiser mit dem ganzen Gewicht höchster politischer Autorität in einer Oper auftreten zu lassen, die das Politische so peinlich meidet, die metapolitische Sphäre der Kunst so stark artikuliert und mit einem Abgesang auf das „heil’ge röm’sche Reich“ im Namen der Parallelbildung der „heil’gen deutschen Kunst“ schließt.

4.

Die Geschichte hat gezeigt, daß die messianische Überziehung der Idee der deutschen Kulturnation bedenkliche Möglichkeiten des Mißbrauchs in sich enthält. Birgt nicht schon die Metaphorik der Herrschaft in Schillers Gedichtentwurf „Deutsche Größe“, auch wenn hier allem politischen Nationalismus und Militarismus eine Abfuhr erteilt wird, die Gefahr in sich, Realität zu werden? Ist nicht nur *ein* Schritt von der Idee der Kulturnation zu einer Platzhalterideologie, die in politische Wirklichkeit umschlägt, wenn die zeitgeschichtlichen Voraussetzungen dafür geschaffen sind, und die dann um so gefährlichere Folgen hat als ein rein politischer Nationalismus, da jene Idee sich über jede Pragmatik hinweg zu spekulativen Höhen erhebt – wie in Schillers chiliastischen Ideen -, von denen aus die Politik mit hypertrophen Phantasmen aufgebläht und totalitär zu werden droht?

⁵⁸ Ebd. S. 271.

Die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts – der nationalistisch pervertierte Chiasmus des „Dritten Reichs“ - hat auf diese Frage die bekannte verheerende Antwort gegeben. Was Richard Wagner betrifft, so ist seine eigene Reaktion auf den Deutsch-Französischen Krieg und die Gründung des zweiten Deutschen Reichs eine Bestätigung jenes Verdachts einer Platzhalterideologie, die hinter der Idee der deutschen Kulturnation lauert. Hat Wagner bis zu den *Meistersingern*, deren Uraufführung drei Jahre vor der Reichsgründung stattfand, an einer von der Sphäre des Politischen abgesonderten, macht- und herrschaftsfreien Idee des ‚Deutschen‘ festgehalten, so schlägt diese Idee in dem Moment in eine politische um, da die von der Geschichte der letzten Jahrhunderte gebeutelten, einer politischen Identität entbehrenden Deutschen plötzlich zur ‚Siegnation‘ werden.

Am Schluß seiner *Beethoven*-Festschrift von 1870 heißt es, der „deutsche Geist“ sei „berufen“, die Völker zu „beglücken“. Das ist nicht weit von Emanuel Geibels ominösen – durchaus gewaltbereiten - Versen von 1861 entfernt: „Und es mag am deutschen Wesen / Einmal noch die Welt genesen.“⁵⁹ Ein Beweis für diese ‚Beglückung‘ ist für Wagner die unerhörte Wirkung Beethovens zumal in Frankreich. Das Andenken an ihn, der hundert Jahre zuvor „dem deutschen Volke geboren wurde“, trete „den Siegen seiner [des Volks] Tapferkeit in diesem wundervollen Jahre“ erhebend zur Seite. Die ‚Weltbeglückung‘ durch Beethoven wird aber nun unverhohlen als ‚Welteroberung‘ bezeichnet; jene habe geistig vorbereitet, was gegenwärtig von den deutschen Truppen verwirklicht werde, nämlich die Aufhebung der französischen Zivilisation durch die deutsche Kultur. „Dort, wohin jetzt unsere Waffen dringen, an dem Ursitze der ‚frechen Mode‘ hatte *sein* [Beethovens] Genius schon die edelste Eroberung begonnen.“ Die Apotheose des Geistig-Deutschen schlägt in die Apologie der militärischen Gewalt um. (Wie hatte es aber noch in Schillers Gedichtfragment geheißen? „Das ist nicht des Deutschen Größe, / Obzusiegen mit dem Schwert“.) Freilich

⁵⁹ Emanuel Geibel: Gesammelte Werke. Stuttgart/Berlin 1906. Bd. IV, S. 216f. Vgl. Hermann Glaser: „Deutschland? Aber wo liegt es?“, S. 42.

betont Wagner im Schlußsatz seiner Schrift: „Dem Weltbeglückter gehört der Rang noch vor dem Welteroberer.“⁶⁰

Mit seiner Hoffnung, daß der Geist im neuen deutschen Reich Vorrang vor der Macht habe, die Staatsnation hinter der Kulturnation zurücktrete, wie sie aus jenem Schlußsatz spricht, stand Wagner freilich auf verlorenem Posten.

Nietzsche hat in der ersten seiner *Unzeitgemäßen Betrachtungen* (1873)

Wagners - und nicht nur seinen - Irrtum deutlich benannt, und Wagner hat das zweifellos gelesen: „ein großer Sieg ist eine große Gefahr. [...] Von allen schlimmen Folgen [...], die der letzte mit Frankreich geführte Krieg hinter sich drein zieht, ist vielleicht die schlimmste ein weitverbreiteter Irrthum: der Irrthum der öffentlichen Meinung und aller öffentlich Meinenden, daß auch die deutsche Kultur in jenem Kampfe gesiegt habe [...]. Dieser Wahn ist höchst verderblich: [...] weil er im Stande ist, unsern Sieg in eine völlige Niederlage zu verwandeln: *in die Niederlage, ja Extirpation des deutschen Geistes zu Gunsten des ‚deutschen Reiches‘*.“⁶¹ Das ist nach den Worten von Thomas Mann in seinen *Betrachtungen eines Unpolitischen* der Protest „gegen die Verkehrung, Verhärtung, Verfälschung eines staatenlosen Kultur zu kulturloser Staatlichkeit“.⁶²

Wagner hat selber den von Nietzsche entlarvten Irrtum und Wahn freilich bald eingesehen. „So schnell haben sich es allerdings wohl nur Wenige gedacht, dass die Oede des preussischen Staatsgedankens uns als deutsche Reichsweisheit aufgedrängt werden solle!“ schreibt er am 10. Februar 1878 an Ludwig II.⁶³ und am 15. Juli 1878 (wiederum an den König): „Und so ekelt mich dieses neue Deutschland an! Das soll ein Kaiserreich sein? Ein 'Berlin' als Reichshauptstadt! Es ist ein reiner Spott von oben herab, der nun von unten

⁶⁰ Wagner: Gesammelte Schriften. Bd. IX, S. 125f.

⁶¹ Nietzsche: Sämtliche Werke. Bd. I, S. 159f.

⁶² Thomas Mann: Gesammelte Werke. Bd. XII, S. 238.

⁶³ Richard Wagner und König Ludwig II. von Bayern. Briefwechsel, S. 133

herauf erwidert wird.“⁶⁴ Preußische Junker als Sachwalter deutschen Wesens – das war ihm zu viel.⁶⁵

Bezeichnenderweise veröffentlicht er in diesem Jahr seine dreizehn Jahre alten Aufzeichnungen *Was ist deutsch?* und kehrt mit ihnen zur reinen Kulturstaatsidee zurück. „Wir Deutschen werden nie eine Weltmacht sein“, sagt er am 18. Januar 1880 zu Cosima; die Aufgabe der Deutschen sei statt dessen die „Kulturverbreitung“.⁶⁶ In seinen letzten Schriften – zumal in *Religion und Kunst* (1880) - wird er zum regelrechten Pazifisten: „die Gewalt kann zivilisieren,“ verkündet er nun, „die Kultur muß dagegen aus dem Boden des Friedens sprossen, wie sie schon ihren Namen von der Pflege des eigentlichen Bodengrundes her führt.“⁶⁷ Das Deutsche wird Wagner mehr und mehr zum „Traum“, den er nur noch in den großen Erscheinungen der deutschen Dichtung und Musik der vergangenen Jahrhunderte zu finden glaubt. „Es gibt keine Deutschen“, konstatiert er mit diesen und anderen Worten immer wieder im Gespräch mit Cosima.⁶⁸ Wie sein Rienzi sich als „letzter Römer“ fühlt,⁶⁹ so glaubt Wagner schließlich in dunklen Stunden, das Deutsche nur noch allein zu repräsentieren.

Der Zusammenbruch des zweiten Deutschen Reichs im Ersten Weltkrieg und die totale Verhunzung des Nationalstaatsgedankens im Dritten Reich haben dem Gedanken der Kulturnation im Sinne des 18. und frühen 19. Jahrhunderts eine ungeahnte Wiederauferstehung bereitet – wie noch einmal bei der sich abzeichnenden Wiedervereinigung 1989, als sich Autoren wie Günter Grass auf ihn beriefen, um die staatliche Wiedervereinigung von DDR und BRD zu unterlaufen. Es war zumal Thomas Mann, der sich in seinem Todesjahr 1955, im *Versuch über Schiller* vor dem Hintergrund der totalen Korruption der Nationalidee durch den Nationalsozialismus noch einmal emphatisch zu den

⁶⁴ Ebd. S. 136.

⁶⁵ Vgl. Martin Gregor-Dellin: Richard Wagner. Sein Leben - sein Werk - sein Jahrhundert. München/Zürich 1980, S. 487.

⁶⁶ Cosima Wagner: Die Tagebücher. Bd. II. München 1977, S. 481.

⁶⁷ Wagner: Gesammelte Schriften. Bd. X, S. 234.

⁶⁸ Cosima Wagner: Die Tagebücher. Bd. II, S. 312.

⁶⁹ Wagner: Gesammelte Schriften. Bd. I, S. 88.

kulturnational-weltbürgerlichen Vorstellungen im Umkreis der deutschen Klassik und des Idealismus bekannte.

Thomas Mann scheut sich nicht, am Ende seiner Rede an das Schiller-Jahr 1859 zu erinnern. „Als man, November 1859, seinen hundertsten Geburtstag beging, hob ein Sturm der Begeisterung einigend Deutschland auf.“ Wirklich wurden in diesem Jahr die - durch das Scheitern der Revolution und die erneute politische Zerstückelung der Nation nach den großen Paulskirchenhoffnungen - enttäuschten Freiheits- und Einigkeitsillusionen des liberalen Bürgertums auf Schiller projiziert, seine Dichtung wurde zum Surrogat der deutschen "Freiheit" Schiller war die Ersatzrevolution, der Hoffnungsträger der deutschen Einheit, der Nationalheilige schlechthin (so wenig ihm selber doch an der Nation als politischer Größe gelegen hatte). „Es war ein nationales Fest, und das sei das unsrige auch.“ So der Appell von Thomas Mann. „Entgegen politischer Unnatur fühle das zweigeteilte Deutschland sich eins in seinem Namen.“⁷⁰ Hier zeigt sich einmal mehr das Janusgesicht der Idee der Kulturnation: einerseits will sie weltbürgerlichen, allgemeinmenschlichen Gepräges sein, andererseits der nationalen Identifikation dienen – statt oder aber in Vorbereitung einer politischen Identität.

„Es ist ein armseliges kleinliches Ideal“, zitiert Thomas Mann Schillers Brief an Körner vom 13. Oktober 1789⁷¹, „für *eine* Nation zu schreiben; einem philosophischen Geist ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anderes?) nicht stillstehen; er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder National-Begebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist.“⁷² (Das freilich ist im Revolutionsjahr 1789 geschrieben; gut zehn Jahre später, in der Situation des Zusammenbruchs des Deutschen Reichs wertet

⁷⁰ Thomas Mann: Gesammelte Werke. Bd. IX, S. 950.

⁷¹ Schiller: Nationalausgabe. Bd. XXV, S. 304.

⁷² Zitiert bei Thomas Mann: Gesammelte Werke. Bd. IX, S. 948.

Schiller die nationale Idee hingegen bedeutend auf, freilich ganz und gar im kulturstaatlichen Sinne.)

Schillers Abneigung, den politischen Nationalgedanken bei den Deutschen zu stärken, geht nach Thomas Mann so weit, daß er „patriotische Freiheitsbegeisterung stets auf andere Völker“ überträgt, „auf die Niederlande im *Carlos*, auf Frankreich in der *Jungfrau*, im *Tell* auf die Schweiz! Dieser große Deutsche hat dem eigenen Volk kein nationales Freiheitsdrama gedichtet, er hat ihm die Fähigkeit, zur Nation sich zu bilden, abgesprochen und seinen Deutschen empfohlen, dafür desto reiner zu Menschen sich auszubilden.“ Eine Anspielung natürlich auf das zitierte Xenion *Deutscher Nationalcharakter*. Die Mission der Deutschen, so Thomas Mann, sei für Schiller „allmenschliche Repräsentanz“ gewesen. Und hier bezieht er sich nun auf das Gedichtfragment „Deutsche Größe“, in dem Schiller die Erwählung des Deutschen durch den „Weltgeist“ verkündet, den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen und die Ernte der Geschichte einzutragen. Dies freilich, so Thomas Mann, „ist *auch* Nationalismus, sublimiert und in höchster Potenz“. Es erinnert ihn an die Puschkin-Rede des glühenden Schillerianers Dostojewski aus dem Jahre 1880, welche dem Russentum mit fast denselben Worten die gleiche Berufung zuschreibe: „das Streben nach Allweltlichkeit und Allmenschlichkeit“. Wie Schiller in „Deutsche Größe“ betont auch Dostojewski, daß diese Allweltlichkeit „keine mit dem Schwerte erkämpfte“ sei. Thomas Mann geht so weit zu behaupten, daß die „Idee russisch-nationaler Berufung zur Menschheitsrepräsentanz [...] eine ‚Übertragung‘, daß sie deutsch ist und von Schiller stammt.“⁷³ (Daß Dostojewski sie dem Fragment „Deutsche Größe“ verdankt, ist freilich ein Ding der Unmöglichkeit, war es doch zu seiner Zeit noch nicht veröffentlicht.)

Bereits in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* hat Thomas Mann bemerkt, „daß eine den Nationalsinn zersetzende Neigung zum

⁷³ Ebd. S. 923f.

Kosmopolitischen nach maßgeblichem Urteil vom Wesen der deutschen Nationalität untrennbar ist, daß man seine Deutschheit möglicherweise verlieren muß, um sie zu finden; daß ohne einen Zusatz von Fremdem vielleicht kein höheres Deutschtum möglich ist; daß gerade die exemplarischen Deutschen Europäer waren und jede Einschränkung ins Nichts-als-Deutsche als barbarisch empfunden hätten.“⁷⁴ An den führenden deutschen Geistern von Goethe über Schopenhauer bis Nietzsche erweise sich paradoxerweise gerade das "Überdeutsche" als das eminent Deutsche: "überdeutsch, das heißt: *überaus* deutsch".⁷⁵

Diese Gedanken finden sich prinzipiell schon bei Nietzsche. „Gut deutsch sein heißt sich entdeutschen“ lautet der Titel des Aphorismus 323 aus dem zweiten Band von *Menschliches, Allzumenschliches*. Die Frage „was ist deutsch?“ müsse durch die Gegenfrage „was ist jetzt deutsch?“ verbessert werden, „und jeder gute Deutsche wird sie practisch, gerade durch Ueberwindung seiner deutschen Eigenschaften, lösen. Wenn nämlich ein Volk vorwärts geht und wächst, so sprengt es jedesmal den Gürtel, der ihm bisher sein nationales Ansehen gab [...]. Der also, welcher den Deutschen wohl will, mag für seinen Theil zusehen, wie er immer mehr aus dem, was deutsch ist, hinauswachse. Die Wendung zum Undeutschen ist deshalb immer das Kennzeichen der Tüchtigen unseres Volkes gewesen.“⁷⁶

Dieser Gedanke durchzieht Nietzsches ganzes Werk, prägt zumal sein Bild von Goethe, dem ‚Überdeutschen‘.⁷⁷ Dieser hat sich in seiner zweiten Lebenshälfte immer wieder recht abschätzig über die „lieben Deutschen“ geäußert,⁷⁸ ja in einem Brief an Wilhelm von Humboldt vom 17./18. November 1808 gemeint, am besten sei es, „die Deutschen, wie die Juden, in alle Welt zu

⁷⁴ Ebd. Bd. XII, S. 71.

⁷⁵ Ebd. S. 119.

⁷⁶ Nietzsche: Sämtliche Werke. Bd. II, S. 511f.

⁷⁷ Vgl. Dieter Borchmeyer: „Dichtung der Zukunft“? Goethe, der Überdeutsche, im Bilde Nietzsches. In: Harald Seubert (Hrsg.): *Natur und Kunst in Nietzsches Denken*. Köln 2002, S. 5-22.

⁷⁸ Vgl. die Belege bei Richard Döbel (Hrsg.): *dtv-Lexikon der Goethe-Zitate*. München 1972, Sp. 114-118.

zerstreuen, nur auswärts seien sie noch erträglich“.⁷⁹ Thomas Mann verleiht in seinem Exilroman *Lotte in Weimar* dieser Bemerkung prophetische Züge, wenn er vor dem heimlichen Hintergrund des Dritten Reichs *seinen* Goethe sagen läßt: „Welt-empfangend und welt-beschenkend“ sollten die Deutschen sein: „das ist ihr Bestimmung, nicht aber als Originalnation sich zu verstocken“. Weil sie aber „nicht sein wollten, was sie sind“, deshalb werde das Schicksal sie schlagen: „es wird sie über die Welt zerstreuen wie die Juden, - zu Recht, denn ihre Besten lebten immer im Exil,⁸⁰ und im Exil erst, in der Zerstreuung werden sie die Masse des Guten, die in ihnen liegt, zum Heile der Nationen entwickeln und das Salz der Erde sein ...“⁸¹ Die Verwerfung der nationalpolitischen zugunsten einer in biblische Metaphern gekleideten kosmopolitischen Sendungsidee des Deutschen, die an Schillers „Deutsche Größe“ gemahnt!

„Goethe stand über den Deutschen in jeder Beziehung und steht es auch jetzt noch“, erklärt Nietzsche in einem Aphorismus aus dem zweiten Band von *Menschliches, Allzumenschliches*. „Wie Beethoven über die Deutschen hinweg Musik machte, wie Schopenhauer über die Deutschen weg philosophierte, so dichtete Goethe seinen Tasso, seine Iphigenie über die Deutschen weg.“⁸² Aber auch Wagner gehört für Nietzsche – trotz seiner zeitweiligen nationalchauvinistischen (Selbst-)Vereinnahmung zu den ‚Überdeutschen‘: „man verarge es mir nicht“, schreibt er im Aphorismus 256 aus *Jenseits von Gut und Böse*, „wenn ich auch Richard Wagner zu ihnen rechne, über den man sich nicht durch seine eignen Missverständnisse verführen lassen darf, - Genies seiner Art haben selten das Recht, sich selbst zu verstehen. [...] Mögen die deutschen Freunde Richard Wagner's darüber mit sich zu Rathe gehn, ob es in der Wagnerischen Kunst etwas schlechthin Deutsches giebt, oder ob es nicht gerade

⁷⁹ Goethe: Artemis-Gedenkausgabe. Bd. XXII, S. 523.

⁸⁰ Vgl. Goethes Äußerung gegenüber Soret am 14. Februar 1830: „Nichts ist seltener, als einen hervorragenden Deutschen in seinem Lande zu sehen; alle gehen fort, um sich im Auslande auszuzeichnen, die Mittelmäßigen bleiben bei uns zurück, vom Schuster bis zum Philosophen.“ Goethes Gespräche ohne die Gespräche mit Eckermann. In Auswahl hrsg. v. F. Freiherrn von Biedermann. Leipzig [1929], S. 593.

⁸¹ Thomas Mann: Gesammelte Werke. Bd. II, S. 664f.

⁸² Nietzsche: Sämtliche Werke Bd. II, S. 448f.

deren Auszeichnung ist, aus überdeutschen Quellen und Antrieben zu kommen [...].“⁸³

In den *Betrachtungen eines Unpolitischen* beruft Thomas Mann sich auf die These des 1870 verstorbenen Humoristen und Satirikers Bogumil Goltz, daß „die deutsche keinen Charakter im Sinne der anderen Nationen“ habe, „da sie sich durch die Literatur, durch Vernunftbildung zu einem Weltvolke generalisiert und geläutert hat [...] Das ist unser Genius, unsere ideale Nationaleigenheit [...]. Wir sind und bleiben ein weltbürgerliches, welthistorisches Volk im bevorzugten Sinne [...].“⁸⁴ Wiederum schillert hier die Idee der Kulturnation zwischen Kosmopolitismus und nationalem Sendungsbewußtsein, Weltbürgerlichkeit und deutschem Erwähltheitspathos.

Daß die Idee „allmenschlicher Repäsentanz“ des ‚Deutschen‘ „auch Nationalismus“ ist,⁸⁵ hat Thomas Mann nicht verkannt; gleichwohl bekennt er sich, auch und gerade vor dem Hintergrund der abgewirtschafteten, entwürdigten und durch die jüngste Geschichte zur Barbarei regredierten „nationalen Idee“ – „von ihr aus, jeder fühlt es, ist kein Problem, kein politisches, ökonomisches, geistiges mehr zu lösen“, urteilt Thomas Mann⁸⁶ – zur Idee jener Repräsentanz, zum Gedanken des Überdeutschen als des eigentlichen und besseren Deutschen.

Damit sind wir ans Ende unseres Kursus von Schiller über Wagner zu Thomas Mann gelangt, ohne daß wir den Anspruch erheben würden, die Frage „Was ist deutsch?“ definitiv beantwortet zu haben. Eine solche Antwort wäre weder möglich noch wünschenswert, wie Nietzsche in seinem Aphorismus „Gut deutsch sein heißt sich entdeutschen“ betont hat. Versucht ein Volk, sich zu ‚definieren‘, „so ist diess ein Beweis, daß es versteinern will“, sagt Nietzsche.⁸⁷

⁸³ Ebd. Bd. V, S. 202f.

⁸⁴ Zitiert bei Thomas Mann: Gesammelte Werke. Bd. XII, S. 242f.

⁸⁵ Ebd. Bd. IX, S. 923.

⁸⁶ Ebd. S. 949.

⁸⁷ Sämtliche Werke. Bd. I, S. 512.

Deshalb sollte sich der Deutsche auch von außen nicht definieren lassen, damit sein Wesen nicht zur unveränderlichen Größe wird, sondern sich selber ständig transzendiert. Im übrigen gilt gewiß, was Thomas Mann in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* bekennt: „Der Begriff ‚deutsch‘ ist ein Abgrund, bodenlos [...]”.⁸⁸

(Der Vortrag wurde gehalten am 13. Februar 2008 im Rahmen einer Veranstaltung des Thomas-Mann-Förderkreis München e.V. Die Wiedergabe erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verfassers)

⁸⁸ Thomas Mann: Gesammelte Werke. Bd. XII, S. 55.